

Das ist die Geschichte, liebe Gemeinde, die schlimme Geschichte von Abrahams schrecklich schwerem Gang. Schlimm, schrecklich, schwer: man findet kaum die richtigen Worte für das, was so lapidar erzählt wird: „Da stand Abraham früh am Morgen auf ... und nahm seinen Sohn Isaak und... machte sich auf und ging hin an den Ort, von dem Gott ihm gesagt hatte.“ Unvorstellbar eigentlich, dass das ein Vater tut oder eine Mutter. Unvorstellbar erst recht, dass Gott so etwas fordern sollte.

Vielleicht hat Abraham ja nur geträumt? Aber die Frage stellt er sich anscheinend gar nicht. Er kommt nicht darauf, dass er geträumt haben könnte. Er steht auf, früh am Morgen, nimmt den Sohn und geht los.

Abraham fragt nicht einmal, was das soll. Warum muss ich ihn opfern, wozu soll das gut sein? Solche Geschichten gibt es ja auch (in der griechischen Mythologie zum Beispiel), in denen ein König sein Kind opfern muss, damit eine schlimme Gefahr abgewendet wird. Damit die Feinde abziehen und die Hungersnot endet opfert der König sein Kind. Das ist auch schrecklich. Aber irgendwie hat es doch einen Sinn. Abraham fragt nicht nach einem Sinn. Er geht los.

Nach einem Sinn hat aber offensichtlich der Erzähler dieser Geschichte gefragt, der Mann, der das viel später aufgeschrieben hat. Auch er hat keinen gefunden, scheint es. Deshalb schreibt er: Gott wollte Abraham versuchen. Gott wollte ihn auf die Probe stellen. Aber woher will er das wissen? Hat er ein Interview geführt mit Gott und gefragt: „Was hast Du dir eigentlich dabei gedacht, damals?“

Irgendeinen Sinn muss das doch gehabt haben, hat er sich wahrscheinlich gedacht, und uns seine Erklärung in diese Geschichte hinein geschrieben: Gott wollte Abraham versuchen. So, wie die kleinen Jungen Versuche machen mit den Regenwürmern, die sie gefunden haben, mit Fliegen oder mit Grashüpfern. Mal sehen, was passiert. Mal sehen, was er tut.

Der Erzähler dieser Geschichte hat uns damit einen grausamen Gott vor Augen gestellt, bei dem man auf alles gefasst sein muss. Ich kann und will nicht glauben, dass Gott so sein könnte.

Ich will mich an die Geschichte halten, die erzählt wird und da höre ich: Abraham hat den Befehl Gottes gehört, vielleicht hat er bloß geträumt, wer weiß. Aber Abraham war sich seiner

Sache sicher und deshalb geht er los.

Wie kann das ein Mensch? Wie kann das ein frommer Mensch, wie Abraham einer war? Wie kann das ein Vater? Ich kann mir nur vorstellen, dass Abraham gehofft hat. Er hat gehofft, dass es nicht so kommt, gehofft, dass Gott es nicht zum Äußersten kommen lassen würde. Den Knechten sagt er kurz vor dem Ziel: Bleibt hier, ich gehe mit dem Jungen weiter. Wenn wir da oben fertig sind, werden wir wieder zurück kommen. Wir! Wir werden zurück kommen. Und seinem Sohn, dem die Sache merkwürdig vorkommt, sagt er: Gott wird sich ein Schaf zum Opfer aussuchen. Ich habe das immer für Ausflüchte gehalten. Aber wie, wenn das keine Ausreden und Ausflüchte wären? Ich glaube, darauf hat Abraham gehofft, dass Gott es doch noch gut machen würde. Manchmal ist das ja wohl so, dass man sich auf einen Weg einlassen muss. Man sieht das Schlimmste vor sich. Dann kann man nur hoffen, dass Gott es doch noch gut machen wird. Eine schreckliche Situation ist das, ganz gewiss. Wenn man ein Gespräch führen muss und weiß: wenn ich jetzt sage, was ich sagen muss, dann wird vermutlich alles zu Ende sein. Dann gibt es womöglich keinen Weg mehr zurück. Aber verschweigen kann ich es auch nicht, was mir auf der Seele liegt. Dann muss man sich auf einen Weg einlassen, und kann nur noch hoffen, dass es vielleicht doch gut ausgeht. Hoffen, dass Gott es gut macht. So, wie Abraham.

Aber bei Abraham damals geschieht nichts. Alles geht seinen schrecklichen Gang. Abraham geht seinen schrecklichen Gang. Er schichtet das Holz auf. Er legt seinen Sohn darauf. Spätestens jetzt hätte er doch die Notbremse ziehen müssen! Hätte er nicht sagen müssen: „Ich bin gewiss, dass ich nicht töten darf. Aber ob es wirklich Gott war, der zu mir gesprochen hat, dass weiß ich nicht gewiss. Also werde ich nicht tun, was ich gehört habe.“ Immanuel Kant, der große deutsche Philosoph der Aufklärung hat vorgeschlagen, dass Abraham sich so hätte aus der Affäre ziehen können. Aber Abraham diskutiert nicht mit Gott. Abraham nimmt das Messer... wir haben gehört, wie die Geschichte zu Ende gegangen ist.

Warum tut Abraham das? Warum zieht er nicht die Notbremse?

Vielleicht gibt ja die Geschichte selbst eine Antwort: In letzter Minute, heißt es, bringt ein Bote Gottes den Abraham zur Besinnung. Jetzt weiß ich, sagt er, dass du Gott fürchtest. Da gehen Abraham die Augen auf. Da sieht er den Widder, den er vorher nicht gesehen hat, nicht sehen konnte, den Widder, der ein Opfer sein kann.

Gott macht der schrecklichen Geschichte ein Ende, die sich abspielt, weil Abraham Gott fürchtet.

Anscheinend sind Menschen bereit, Opfer zu bringen, wenn sie sich fürchten. Ich fürchte um meinen Arbeitsplatz – deshalb bin ich bereit, meine Freizeit zu opfern, damit sie zufrieden mit mir und meiner Arbeit sind. Ich fürchte, dass mein Kind den Anforderungen nicht genügt – wir

müssen Opfer bringen für den Erfolg, wir lernen jeden Tag miteinander. Da bleibt nicht viel Zeit für was anderes. Ich fürchte, dass die Leute über mich lachen, weil ich ein paar Kilo zu viel habe – für eine gute Figur muss man Opfer bringen. Ich fürchte, dass mein Mann mich verlässt, weil eine Jüngere attraktiver ist als ich – ich bin zu jedem Opfer bereit, wenn er nur bei mir bleibt. Wenn man sich fürchtet, ist man zu Opfern bereit. Wer ein Opfer von mir will, der muss mir nur ordentlich Angst machen...

Abraham war bereit, seinen Sohn zu opfern. Was hat er denn befürchtet? Dass Gott ihn im Stich lässt, wenn er dazu nicht bereit ist? Dass es nichts wird mit der großen Zukunft, die Gott ihm versprochen hat? Dass Gott ihm nicht länger die Treue hält, wenn er nicht zu jedem Opfer bereit ist? Wie viele opfern ihr Leben, oder das ihrer Kinder, weil sie meinen, dass das Gott gefällt? Wie viele verbieten sich das Leben, das zu ihnen passt oder verwehren es ihren Kindern, weil ihr Glaube das von ihnen fordert? Wie viele trauen sich nicht, das zu leben, was in ihnen steckt, weil sie meinen, dass es Gott nicht gefallen würde? Da bleibt man zwar am Leben – aber manches ist wie abgestorben, weil man es nicht ausleben kann. Das sind die Opfer heute. So weit kann es kommen, wenn man sich fürchtet.

Dabei hatte Gott dem Abraham doch gesagt: Fürchte dich nicht! Fürchte dich nicht vor der Zukunft. Fürchte dich nicht vor mir, glaube nicht, dass ich dich im Stich lassen könnte. Glaube nicht, dass ich dich fallen lassen würde. Hab keine Angst, dass ich Versuche mit dir anstellen könnte mit ungewissem Ausgang. Eines ist und bleibt gewiss: Ich bin da. Ich werde mit dir gehen. Und wie die Zukunft bringen wird – ich werde dich begleiten und dir helfen, zu tragen, was kommt.

Immer wieder erinnert Gott seine Menschen daran. Fürchte dich nicht, sagt er zu Abraham. Fürchte dich nicht haben die großen Propheten gehört, bevor sie ihre schweren Wege gehen mussten. Fürchte dich nicht hört Maria, die junge Frau, die einen ganz besonderen Weg vor sich hat. Fürchte dich nicht, hört Josef, ihr Mann. Ich bin Gott, dem du vertrauen kannst. Fürchtet euch nicht hören die Hirten auf dem Felde als Jesus geboren wird – und mit ihnen wir alle, die wir von dieser Guten Nachricht hören.

Gott will nicht, dass seine Menschen sich fürchten müssen. Nicht vor den Menschen, die ihnen Angst machen. Aber auch nicht vor ihm selber. „Vater unser“ hat Jesus uns deshalb beten gelehrt. Und der Vater, den er uns gezeigt hat, den braucht man nicht fürchten. Jesus selbst hat Abba zu ihm gesagt: Papa.

Nur wer sich nicht fürchtet, kann fragen, ob das wirklich richtig sein kann, was befohlen wird oder gefordert zu sein scheint. So hat das übrigens Martin Luther gemacht: Der hat sich vor Gott nicht gefürchtet und deshalb geraten, alle Gebote und Gesetze, die wir Christen uns geben und sogar die Heilige Schrift selbst an dem zu messen „was Christum treibet“. Alles,

was mit dem übereinstimmt, was Jesus Christus gesagt, gezeigt, gelehrt hat, das ist gut. Und was zu Jesus und seinem Leben und Sterben nicht passt: das muss man genau überprüfen und vielleicht dann auch sagen – nein, das geht nicht. Das kann ich nicht tun. Das will ich nicht tun. In allen Fragen immer auch überlegen: Was würde Jesus dazu sagen – die Frage wäre vielleicht auch eine Hilfe gewesen in eine Situation so schlimm wie die von Abraham.

Jesus hat Gott Papa genannt. Er hat sich nicht gefürchtet. Und er hat ausdrücklich bestätigt: „Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzen Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüt, und deinen Nächsten wie dich selbst“.

Und wie bitte könnte das aussehen? Wie liebt man – einen Menschen? Wie liebt man Gott? Mit Furcht hat Liebe nichts zu tun, das kann man an Abrahams Beispiel sehen. Liebe hat aber auch nichts damit zu tun, dass man den anderen braucht oder etwas von ihm haben will. „Manche Menschen wollen Gott mit den Augen ansehen, wie sie eine Kuh ansehen“, hat Martin Luther dazu gesagt. „Sie wollen Gott lieben, wie sie eine Kuh lieben. Die liebst du wegen der Milch und des Käses und deines eigenen Nutzens. So halten’s alle jene Leute, die Gott um des Reichtums oder um des äußeren Trostes willen lieben. Die aber lieben Gott nicht recht, sondern sie lieben ihren Eigennutz.“ Das klingt erst einmal einleuchtend. Aber was heißt es dann, einen Menschen zu lieben. Was heißt es, Gott zu lieben?

„Du sollst Gott von ganzem Herzen lieben... und deinen Nächsten wie dich selbst.“ Klingt ja eigentlich ganz einfach. Ist es aber wohl nicht. „Im Grundsatz glaube ich schon an Gott“, sagen viele. „Aber in meinem Alltag spielt das keine große Rolle. Da spüre ich einfach zu wenig von Gott.“ Und mit der Nächstenliebe sei es so ähnlich. „Im Grundsatz schon,“ sagen viele. „Aber im Alltag kommt man nicht weit damit. Da geht es anders zu. Da muss man erst mal selber sehen, wo man bleibt.“

Aber ist es denn mit der Liebe überhaupt einfach? Kann man „im Grundsatz“ lieben, aber im Alltag sind dann andere Dinge wichtig? Wer seine Topfblumen liebt, der wird sie nicht vergessen und vertrocknen lassen. Weil ich meine Kinder liebe, freue ich mich, wenn ich mit ihnen zusammen sein kann oder sie mich anrufen oder eine Postkarte schreiben. Und wenn wir zusammen erzählen und lachen und manchmal essen und trinken, dann spüre ich was uns verbindet. Dann spüre ich, dass ich mich auf sie verlassen kann. Manchmal machen sie mir Mut, wenn ich nicht mehr weiter weiß. Manchmal wissen sie einen Rat, wo ich die Welt nicht mehr verstehe. Und ich spüre die Liebe: ganz konkret, in meinem Alltag. Das tut mir gut. Das belebt mich. Und was ich dafür tue: das ist kein Opfer. Das tue ich gern. Weil es mir gut geht, wenn wir miteinander Leben teilen können.

Genauso ist das mit der Liebe zu Gott, finde ich. Auch da kommt es darauf an, Leben miteinander zu teilen. Liebe ist konkret. Nur dann kann man sie spüren. Wer sich Zeit nimmt

für seinen Glauben an Gott: wenigstens ein paar Minuten jeden Tag oder jeden Sonntag oder wie auch immer – der wird auch Gottes Nähe spüren. Der wird spüren, wie es einem Kraft gibt und Orientierung, wie es tröstet und aufrichtet, wenn man seine Nähe sucht. Und das ist dann kein Opfer – das ist Liebe und solche Liebe tut gut. Solche Liebe gibt einem Kraft zum Leben.

Abraham hat sich gefürchtet – auch vor Gott. Das hat ihn in eine schlimme Situation gebracht. Das wäre beinahe schief ausgegangen. Aber er hat erfahren: Gott ist nicht ein Gott, den man fürchten müsste. Im Gegenteil. Gott kann man vertrauen. Auf ihn kann man bauen. Gott kann man lieben. Und die Liebe braucht keine Opfer. Die Liebe macht lebendig und hält einen am Leben.

Amen

Verfasserin:

Rundfunkpfarrerin Lucie Panzer

Stuttgart

Lucie.Panzer@elk-wue.de